

Arbeitsblatt 5b: Das Leben in der Familie

Isingen lebte in der Berichtszeit noch fast ausschließlich von der Landwirtschaft. Die landwirtschaftlichen Arbeiten im Haus und auf dem Feld waren aber ganz auf das Zusammenwirken mehrerer Arbeitskräfte abgestellt. [...] Für einen voll ausgebauten Isinger Betrieb [waren] mindestens drei, besser noch vier Arbeitskräfte notwendig. Zu diesen Arbeitskräften zählte neben dem Bauern in vollem Umfang die Bäuerin. Es war ganz unvorstellbar, dass sie sich auf die Haushaltsführung und die Kindererziehung beschränkt hätte; falls sie gesund und arbeitsfähig war, war sie für den landwirtschaftlichen Betrieb neben ihrem Mann die wichtigste Arbeitskraft.

Im Regelfall wurde ein junges Ehepaar durch die Altbauersleute ergänzt, mit denen es in häuslicher Gemeinschaft lebte und von denen später der Betrieb übernommen werden sollte oder auch schon übernommen worden war. Später sollten die eigenen Kinder die notwendigen Arbeitskräfte stellen; mindestens nach der Schulentlassung galt ein Kind als eine vollwertige Arbeitskraft. Fehlten sowohl in der älteren als auch in der jüngeren Generation die notwendigen Arbeitskräfte, so stellte man einen Knecht oder eine Magd oder auch beides zugleich ein. In einigen Fällen waren auch unverheiratete Geschwister der Bauersleute, die als „Vettern“ oder „Basen“ in der häuslichen Gemeinschaft lebten, als Arbeitskräfte zu rechnen. [...]

Das Familienleben im Haus und im Betrieb wurde in der Hauptsache durch die Leute bestimmt, die in der häuslichen Gemeinschaft als aktive Arbeitskräfte, als heranwachsende Kinder oder als erwerbsunfähige Alte oder Gebrechliche lebten. Eine alte gebrechliche Base, die man versorgen musste, oder ein Knecht, den man zur Arbeit eingestellt hatte, beeinflusste das Familienleben weit mehr als eigene Kinder, die nicht mehr in der Hausgemeinschaft lebten, weil sie sich anderweitig verheiratet hatten oder anderswo ihre Ausbildung oder ihrem Beruf nachgingen. Der Knecht oder die Magd oder auch die Base waren nicht nur bei der Arbeit gleichberechtigt und gleich verpflichtet wie die Bauersleute, sie saßen auch bei jeder Mahlzeit mit ihnen am Tisch und aßen aus derselben Schlüssel. Sie nahmen an jedem Gespräch bei der Arbeit und am Tisch teil und waren dadurch mit den Plänen, Sorgen und Nöten des Betriebs vertraut. [...]

Hatte der Jungbauer lange genug mitgearbeitet und selber wieder Kinder, auf deren Sicherung er bedacht sein musste, so wurde ihm das Haus zur Hälfte übertragen, sozusagen als Lohn für seine bisherige Mitarbeit. [...]

Das Feld aber wurde unter die Erben real geteilt. Dabei kam es vor, dass eine größere Parzelle aufgeteilt wurde, um gleichwertige Anteile zusammenstellen zu können. Die ortsansässigen Erben übernahmen im allgemeinen real ihre Anteile. Die anderen Erben verkauften ihre Anteile. Es war vor 1914 nicht üblich, dass ein Auswärtiger ein Feld als Vermögenswert zurückhielt, um es zu verpachten. [...]

Wenn im Schrifttum gelegentlich gesagt wird, dass in unserer Gegend die Realteilung bei der Vererbung seit langem üblich war, und dass dadurch der Fortbestand der Familienbetriebe gefährdet und untergraben wurde, so ist dies für Isingen höchstens zu einem sehr kleinen Teil richtig. In Isingen wurden etwa die Höfe auf dem Heuberg bis heute noch nie durch Realteilung vererbt. Im Ort selber wurden mindestens die Häuser als die Zentren der landwirtschaftlichen Betriebe im großen ganzen aus der Realteilung her-ausgehalten. Die Familienbetriebe haben sich zwar durch die Realverteilung der Felder bei jedem Abfall verändert, vermutlich aber nie

so einschneidend wie jetzt bei der Flurbereinigung. Sie sind aber durch die hier übliche Realteilung nicht zugrunde gegangen. In der, allerdings kurzen, Zeit meiner Isinger Jugenderinnerungen ist überhaupt kein landwirtschaftlicher Betrieb an wirtschaftlichen Schwierigkeiten eingegangen. Alle Betriebe, die aufhörten, hatten niemand, der bereit war, sie weiterzuführen. Dieser Fall trat keineswegs nur bei kinderlosen Ehepaaren ein. Isingen konnte den jungen Leuten, die nicht in der Landwirtschaft gebraucht wurden, keine Arbeitsplätze und keine Ausbildungsmöglichkeiten bieten. Sie fanden in der Industrie und dem Gewerbe des Landes ein Unterkommen, das ihnen oft angenehmer und einträglicher erschien als eine Rückkehr ins Dorf und eine Übernahme des elterlichen Betriebes.

Vom Wohnen

Die Wohnungen waren in Isingen für die verhältnismäßig großen „Familien“ eng. Als Aufenthaltsraum stand nur die Stube zur Verfügung. Ein eigenes Zimmer für einen Familienangehörigen gab es höchstens für die Großeltern, wenn die „hintere Stube“ ausreichend groß war. Sonst war das „Stüble“ oder „Kämmerle“ nur ein Schlafräum, den man im Bedarfsfall auch noch für andere Zwecke der Familie heranzog. In den Kammern konnten höchstens sechs Betten aufgestellt werden. Waren deshalb mehrere Kinder vorhanden, so konnte nicht jedes Kind sein eigenes Bett haben. Oft schliefen kleine Kinder bei der Mutter im Bett. Größere Kinder mussten meist zu zweien, in bedrängten Verhältnissen manchmal auch zu dreien, in einem großen Bett schlafen. [...]

Auf die Pflege der Betten wurde bei uns zu Hause viel Sorgfalt verwendet. Jeden Morgen wurden sie aus-gelegt, die Unterbetten und die Strohsäcke gelockert und geebnet, die Decken und die Kissen aufgeschüttelt. Meine Mutter war der Ansicht, dass das Bett jederzeit bereitstehen muss, um einen Verunglückten oder einen Kranken aufnehmen zu können. Ein gepflegtes Bett sei auch notwendig, um nachts dem müden Körper die richtige Erholung zu verschaffen. [...]

Die Schlafkammern dienten in keinem Fall als Aufenthaltsraum. Außerhalb der Schlafenszeit betrat man sie nur, wenn man etwas aus der Kommode oder aus einem Kasten holen wollte, oder wenn man sich umziehen musste. [...]

Die Schlafkammern waren auch nicht heizbar. Der Ungemütlichkeit der kalten Schlafräume beugte man mit der kupfernen Bettflasche vor. Solange man winters das Abendessen im Ofen kochte, stellte man die offene, wassergefüllte Bettflasche in die „Bratkachel“ und brachte doch das Wasser zum Kochen. [...]

Der einzige Raum, der im Winter geheizt werden konnte, war die Stube. Aber auch dort konnte es der Stubenofen nicht verhindern, dass nach kalten Nächten die Fenster über und über mit Eisblumen bedeckt waren. [...]

Tagsüber stand für das Familienleben allein die Stube zur Verfügung. [...] Die Stube war vor der Einführung des elektrischen Lichtes der einzige Raum, in dem eine ständige Beleuchtungseinrichtung vorhanden war. Über dem Tisch hing an der Decke eine Petroleumlampe, die den Tisch so gut beleuchtete, dass man dort lesen oder eine Arbeit verrichten konnte und zum Essen die wünschenswerte Helligkeit herrschte. Der übrige Teil der Stube blieb im Halbdunkel. Man hatte deshalb auch wenig Veranlassung, an den Fenstern Vorhänge anzubringen, die bei Dunkelheit den Einblick in die beleuchtete Stube verhindern sollten. Die Vorhänge kamen erst in Mode, als das elektrische Licht eingeführt wurde. [...]

Notwendigerweise diente die Stube auch als Waschraum für die tägliche Toilette der Familie. Hier wurden nicht nur die Säuglinge gebadet und gewickelt, sondern auch von den Erwachsenen im Bedarfsfall die Füße gepflegt und vor allem die tägliche Morgenwäsche vorgenommen. Für diese holte man vor oder nach dem Morgenessen (Frühstück) in einer emaillierten Waschschaüssel Wasser aus der Küche, das im Winter sogar angewärmt war. Mit einem familieneigenen „Waschlumpen“ reinigte man sich vor dem Spiegel Gesicht, Hals und Ohren. Dann wusch man sich die Hände und trocknete alles am Familienhandtuch, der „Zwähl“, ab. Die Männer kehrten zum Spiegel zurück, um mit dem Familienkamm die Haare in die gewünschte Form zu bringen. Für die Frauen begann nach dem Waschen das „Zopfen“ (Frisieren), bei dem das Glattkämmen der Haare und das Flechten der Zöpfe wohl die Hauptsache waren. Waren mehrere Frauen im Haus, so brauchten sie im allgemeinen gar keinen Spiegel, weil sie sich gegenseitig kämmten und weil damals auf jede individuelle Feinheit der Frisur zu Gunsten der allgemeinen Sitte verzichtet wurde.

Man könnte meinen, dass diese Wascherei nicht besonders gründlich gewesen sei, aber der Vollständigkeit halber muss man noch hinzufügen, dass sie eigentlich nur eine Art Vervollständigung oder Kontrolle darstellte. Tatsächlich reinigten sich die Männer Gesicht und Hände am Brunnen oder in der Küche, bevor sie zum Essen gingen. Und die Frauen hatten in der Küche, etwa nach dem Anheizen des Herdes oder dem Anrühren des Schweinefutters, immer wieder das Bedürfnis, sich zu reinigen, bevor sie etwas Neues anfassten. [...]

Allerdings ist auch zu bemerken dass eine gründliche Körperreinigung in der Form eines Reinigungsbades bei den Erwachsenen nur sehr selten, bei alten Leuten überhaupt nie vorkam. Die Männer rasierten sich nur einmal in der Woche, und zwar am Sonntag bei der morgendlichen Wäscherei vor dem Kirchgang.

Die Kleidung

[...] Es war noch nicht üblich, seiner äußeren Aufmachung eine auffallende persönliche Note zu geben. Jede Bekleidung hätte von den verschiedenen Personen gleicher Statur getragen werden können. Die Männerbekleidung bestand aus einem kragenlosen Flanell- oder Trikothemd, einer Hose mit Hosenträgern, einer Weste, einem Kittel, Socken, Schuhen und einer Kopfbedeckung. An Sonn- und Feiertagen kamen noch der anknüpfbare Kragen, die Krawatte und gelegentlich auch die gestärkte, anknüpfbare Hemdenbrust und die Röllchen-Manschetten dazu.

Es wird auffallen, dass in dieser Aufzählung die Unterhose fehlt. Tatsächlich trug man normalerweise keine Unterhose. Nur bei sehr großer Kälte wurden von der Mutter Unterhosen ausgegeben. [...]

Auch der Mantel fehlt in der Aufzählung. Nur wenige Männer hatten einen Mantel, und auch sie trugen in selten. Jugendliche besaßen sicher keinen Mantel. Ein Mantel war bei der bäuerlichen Arbeit hinderlich. Man konnte ihn höchstens in den Mußbestunden tragen, oder auch, wenn man „über Feld“ ging, und für diese seltenen Gelegenheiten rentierte sich bei der Isinger Einfachheit und Sparsamkeit die Anschaffung nicht. [...]

Man unterschied sehr deutlich das „Sonntigshäs“ vom „Wächtigshäs“, den Feiertagsanzug von der Arbeitskleidung. Der Sonntagsanzug wurde beim Schneider bestellt. Wir hatten damals in Isingen keinen eigenen Schneider. Dafür ging der Schneider von Geislingen jeden Sonntag um die Mittagszeit durch den Ort. Brauchte man seine Hilfe, so rief man ihn herein. Für einen

neuen Anzug nahm er in der Stube Maß, legte Stoffmuster vor und beriet bei der Auswahl. Eine Woche später brachte er den Anzug zur Anprobe, und wieder eine Woche später wurde der fertige Anzug ins Haus geliefert. Der Schneider wurde auch zu Ausbesserungsarbeiten am Sonntagsanzug herangezogen. [...]

Die Männerkleidung war in Isingen keineswegs farbenfreudig. Helle Farben waren ganz verpönt. Die Sonntagsanzüge waren dunkel in den Farben braun, grau und grün. [...]

Alle Schuhe waren schwarz; farbiges Schuhzeug kannte man höchstens bei Hausschuhen. Unter einem Schuh verstand man die hohe Fußbekleidung, die den Knöchel mit einschloss. Was man heute als Schuhe bezeichnet, nannte man damals Halbschuhe. Sie waren in Isingen nicht üblich und galten als städtische Modetorheit. [...]

Fertige Schuhe kaufte man auf dem Jahrmarkt oder in den Schuhläden von Geislingen oder Balingen. Aber vermutlich ließ man noch die Mehrzahl aller Schuhe, vorweg die Werktagsschuhe und die Kinderschuhe, beim örtlichen Schuhmacher anfertigen. [...]

Bei der Frauenkleidung kenne ich mich naturgemäß nicht so gut aus wie bei der Männerkleidung. Ich glaube aber, sie bestand ortsüblich aus dem Hemd, dem mit dem Leible verbundenen Unterrock, dem Rock und der Bluse, einer Schürze, knielangen Strümpfen, die durch Strumpfbänder unterm Knie festgehalten wurden, den Schuhen, die sich von den Männerschuhen wenig unterschieden. Als Kopfbedeckung diente meist ein Kopftuch, seltener eine Haube. Auch die Frauen trugen keine Unterhosen und keine Mäntel; bei ihnen fehlte die Unterhose selbst im strengsten Winter.

Vom Essen und Trinken

In der Rückschau möchte ich die Einstellung der Isinger zum Essen und zum Trinken durch zwei Merkmale charakterisieren.

Zuerst: Man isst und trinkt, um leben und arbeiten zu können. Es wurde im allgemeinen nur so viel gegessen und getrunken, wie der Körper zur Erhaltung der Arbeitskraft benötigte. Seltene Ausnahmen gab es vielleicht bei einem gelegentlichen Festessen oder bei einem geselligen Umtrunk in Wirtshaus.

Sodann: Auf den Tisch sollte vorwiegend nur das kommen, was „man selber hatte“, also aus der eigenen Wirtschaft stammte. Außer dem Zucker, den Gewürzen und dem Salatöl kaufte man für das Essen nur gelegentlich Frischfleisch oder Käse und ab und zu einmal eine frische Wurst. Man war sicher nicht bereit, für einen Gaumenkitzel Geld auszugeben.

Dazu kam noch, dass das Ausdenken und die Vorbereitung des Essens die Hausfrau nicht über Gebühr in Anspruch nehmen durften, weil sie im Betrieb als wichtige Arbeitskraft gebraucht wurde. Der Speiseplan war deshalb durch die Ortssitte bindend vorgeschrieben.

Zum „Morgenessen“ (Frühstück) gab es den Isinger Milchkafee und trockenes Brot. [...] Auch beim Abendessen gab es kaum einmal eine Abweichung von der Regel. Am Sonntagabend gab es Kaffee mit Weißbrot genau wie am Sonntagmorgen. Werktags stand zu Beginn des „Nachtessens“ auf dem mit einem kleinen Tischtuch bedeckten Tisch eine Schüssel mit noch dampfenden Kartoffeln in der Schale. Je-der einzelne schälte nun mit Hilfe des Löffelstiels so viele Kartoffeln, wie er zu essen gedacht. Diese legte er auf einen Häuflein vor seinem Platz. Hatten alle genügend viele Kartoffeln geschält, so wurden die Schalen zu den übrig

gebliebenen Kartoffeln in die Schüssel zurückgelegt; alles zusammen wanderte nachher in den Saukübel zum Schweinefutter. Der Löffelstiel wurde am leinenen Tischtuch von den Kartoffelresten gesäubert; dann holte man mit ihm etwas Salz aus dem Salzfass und legte es neben den Kartoffelvorrat auf das Tischtuch.

Jetzt erst konnte das eigentliche Nachtessen beginnen. An die Stelle der abgetragenen Kartoffelschüssel wurde jetzt die Suppenschüssel mitten auf den Tisch gestellt. In meiner Erinnerung lebt noch die Zeit, in der jedermann mit seinem Löffel die Suppe direkt aus der Schüssel holte und zum Mund führte. Später wurden Teller ausgeteilt und die Suppe in die Teller ausgeschöpft. Beim Essen hatte man den Löffel in der rechten Hand und nahm damit die Suppe zu sich. In der linken Hand hatte man die Kartoffel, von der man nach einem kurzen Eintunken in das Salzhäufchen abbiss. War die Suppe zu Ende, kam die frische, noch kuhwarme Milch auf den Tisch. Während man sie aus den Kaffeeschüsseln trank, verzehrte man den Rest der geschälten Kartoffeln. [...]

Etwas reichhaltiger war der Küchenezettel für die Hauptmahlzeit, das Mittagessen. Dabei spielte das Sauerkraut eine Hauptrolle. Dreimal in der Woche wurde Sauerkraut gekocht; an den anderen Tagen hatte man häufig noch Reste des gekochten Sauerkrauts zum Aufzehren. Das Geheimnis des Sauerkrauts bestand wohl darin, dass im Sauerkraut frisches Fleisch oder Rauchfleisch, möglichst fett, mitgekocht wurde. [...] Das Standardgericht mit Sauerkraut bestand aus „Knöpfle“ (Spätzle) in der Brühe, Kartoffelschnitzen und Sauerkraut. [...]

Interessant dürfte sein, wie man die Reste eines solchen Mittagessens verwendete. War absichtlich so viel gekocht worden, dass von allem genügend viel übrigblieb, so konnte am folgenden Tag der ganzen Familie ein „Gansnest“ geboten werden. Dabei wurden Kraut, Knöpfle und Kartoffelschnitze gemischt und in der Pfanne gedämpft und leicht angebacken. In jedem anderen Fall kamen die Reste eines Essens nicht mehr auf den Mittagstisch des anderen Tages. Übriggebliebene Knöpfle und Kartoffelschnitze wurden dem Hund vorgesetzt oder dem Schweinefutter beigegeben. Nur das übriggebliebene Sauerkraut „stellte man warm“, namentlich im Winter, das heißt man stellte es hinter den Ofen oder auf dem Herd in die Wärme. [...]

Am seltensten waren zweifellos die Mahlzeiten, bei denen das Fleisch als Braten oder als Siedfleisch die Hauptspeise darstellte. Braten gab es eigentlich nur sonntags, aber keineswegs stand jeden Sonntag in jedem Haus ein Braten auf dem Tisch.

Der Tagesablauf

Der geschichtlichen Entwicklung entsprechend waren unsere Isinger Familienbetriebe vor dem Ersten Weltkrieg noch ausgesprochen patriarchalisch bestimmt. Der Hausherr fühlte sich für das leibliche und seelische Wohl der eigenen Familienangehörigen in gleicher Weise verantwortlich wie für das Wohl des „Gesindes“, das mindestens im ungeschriebenen Ortsrecht einen rechtlichen Anspruch auf eine fürsorgliche Behandlung in Bezug auf Verpflegung, Arbeitszeit und Arbeitspausen hatte. [...]

Morgens versammelte sich die Familie nach der Versorgung des Stalls zum gemeinsamen Frühstück. Zeitlich lag es so, dass die größeren Schulkinder noch daran teilnehmen konnten, bevor sie zur Schule gingen. Die Schule begann für die „Großen“ im Sommer um sieben Uhr, im Winter um acht Uhr, das Frühstück also etwa eine halbe Stunde früher. Beim Frühstück wurde in einem kargen Tischgespräch besprochen, was und wie heute gearbeitet werden soll,

so dass jedermann unterrichtet war. Diese Besprechung war keine „Befehlsausgabe“ des Hausherrn; sie verwirklichte vielmehr ein Mitspracherecht aller Betriebsangehörigen. [...]

Vor dem Frühstück, wie vor jeder Hauptmahlzeit, versammelte man sich stehend zum Tischgebet, das vom Vater oder von der Mutter gesprochen wurde. Es war kurz; bei uns zu Hause hieß es: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was Du uns bescheret hast.“ Nach dem Frühstück kam die Morgenandacht. Wenn alles mit dem Essen fertig war, holte der Vater vom Bücherbrett das dicke Andachtsbuch her-unter und las die für den Tag bestimmte Morgenandacht vor. Dann sprach er das Vaterunser und schloss mit der Bitte um den Segen des Herrn. Diese Morgenandacht nahm man mit gefalteten Händen am Tisch sitzend entgegen. Ob die Gedanken immer auf den vorgelesenen Text konzentriert waren, bezweifle ich. Wahrscheinlich waren sie häufig bei der Arbeit, die man vor sich sah und die erledigt werden musste. Aber schon dadurch, dass man nach dem Essen sitzen bleiben und die Hände falten musste, zwang die Morgenandacht jeden dazu, immer noch Herr über die Arbeit und nicht nur ihr Knecht zu sein. [...]

Hatte man um sieben Uhr mit der Arbeit begonnen, so war um neun Uhr eine halbstündige Vesperpause vorgesehen. Der Beginn der Vesperpause musste sich allerdings oft nach der Arbeit richten, aber die Dauer dieser Arbeitspause wurde eingehalten; das Ausspannen war für die Erhaltung der Arbeitsfähigkeit mindestens ebenso wichtig, vielleicht sogar wichtiger, als die Nahrungsaufnahme. [...]

Das Mittagessen war für zwölf Uhr vorgesehen, die Mittagspause sollte eine Stunde dauern. Hier waren größere zeitliche Verschiebungen verhältnismäßig selten. Das Mittagessen wurde mit einem kurzen Gebet abgeschlossen, zu dem man sich von den Sitzen erhob. [...] In der noch verbleibenden Mittagspause räumten die Frauen die Küche auf, und die Männer sahen im Stall nach dem Rechten. Vielleicht blieb auch noch etwas Zeit für eine kurze Mittagsruhe, die man aber niemals im Liegen verbrachte. Man saß vielleicht noch auf der Bank oder einem Stuhl und trank noch ein Glas Most, oder man ging absichtslos in Haus und Hof umher oder man machte ein Schwätzchen mit dem Nachbarn.

Das Nachmittagsvesper, für das ebenfalls eine halbe Stunde vorgesehen war, stand meist schon etwas unter dem Einfluss des baldigen Arbeitsschlusses. [...]

Das Nachtessen bildete dann den letzten Abschluss der Arbeitszeit. Nachher wurde keine Arbeit mehr an-gesetzt, auch wenn es im Sommer noch hell war. Die Zeit stand jedem einzelnen zur Verfügung. Kinder und Jugendliche suchten vielleicht noch ihre Kameradschaften auf, die Erwachsenen machten „nach Feierabend“ unter Umständen noch geschäftliche oder gesellige Besuche.

Familienfeste

Der ganzen Einstellung nach hatte man bei uns keinen Sinn für laute und auffallende Feste innerhalb der Familie. Man war außerdem viel zu sparsam, als dass man sich aus Anlass eines Festes in größere Unkosten gestürzt hätte. Besonders sparsam war man dabei gegenüber der engeren Familie. Bei der Taufe eines Kindes gab es ein Taufessen, das sich aber von einem normalen Sonntagsessen nur durch eine besonders gute Suppe unterschied. Am Taufessen nahmen außer der engen Familie nur die Paten und die Hebamme teil. Geburtstage wurden kaum zur Kenntnis genommen, oftmals ganz übersehen. Wenn man an sie dachte, begrüßte

man das Geburtstagskind mit den Worten: „I gratulier dir au zum Geburtstag.“ Das war alles; es gab nicht einmal einen Händedruck. [...]

Auf eine Konfirmation bereitete man sich vor. Man erwartete dafür auch mehr Gäste als bei der Taufe. Da der Konfirmationstag im ganzen Land einheitlich und damit überall bekannt war, konnten allerlei Bekannte aus Aufmerksamkeit uneingeladen kommen. Extra eingeladen wurden die Paten. [...]

Für die Konfirmation wurde unter Umständen das Haus hergerichtet, die Stubendecke frisch geweißelt, die Küche neu gemalt, die Fensterläden und die Türen mit Leinöl aufgefrischt. Vor allem wurde Hefezopf gebacken. Denn der Konfirmand erhielt aus jedem Isinger Haus ein Geldgeschenk, meist in Höhe von 20 Pfennigen; und jedem Überbringer eines solchen Geschenks gab man ein Stück Hefezopf, um ihn in dieser Form an dem Konfirmationssessen und damit an der Familienfeier zu beteiligen. Das Konfirmationssessen war eine reichliche, aber durchaus übliche Mahlzeit. Wenn es möglich war, legte man die Frühjahrsschlachtung so, dass man am Konfirmationssonntag frisches Fleisch und frische Bratwurst zur Verfügung hatte. [...]

So waren die Konfirmation und die Hochzeit die einzigen Familienfeste, bei denen die Personen den Grund zum Feiern abgaben. Die anderen Familienfeste hingen mit der Arbeit im Jahresablauf zusammen. „Heukatzen“ und „Sichelhenke“ wurden nach dem Abschluss des Heuets und der Ernte an einem Sonntag mit einem besonders guten Essen, meist mit Kuchle, gefeiert. [...] Die „Kirbe“ (Kirchweih), am dritten Sonntag im Oktober, war für die Familie dem „katholischen“ Gedanken an eine Weihe der Kirche völlig entrückt; man fasste sie als eine Art Herbstfest auf. [...]

Die kirchlichen Feiertage fanden im Familienleben im Grunde genommen wenig Widerhall.

Die Kindererziehung

In Isingen gab es „brave“ und „streitige“ Kinder. Jedes Kind war bald einmal brav, bald einmal streitig, aber die Worte wurden auch für eine Gesamtbeurteilung gebraucht. Nannten die Erwachsenen einen Buben streitig, so lag darin ein gehöriger Tadel; nannten sie ihn brav, so war dies nicht nur eine Höflichkeit, sondern auch eine Anerkennung und ein Lob. Nach meiner Erinnerung sprach man in Isingen nie von gut erzogenen oder schlecht erzogenen Kindern. Der sprachliche Unterschied weist darauf hin, dass man für das Verhalten des Kindes nicht die Erzieher verantwortlich machte, sondern das Kind selbst. Der eigentliche Erzieher war die feststehende und allgemein anerkannte Ortssitte; Eltern und Lehrer waren nur die mehr oder weniger geschickten Mittelsleute zwischen ihr und dem Kind. Fügte sich ein Kind in die Ortssitte ein, so war es brav; kam es mit seinem eigenen Willen in Widerstreit mit ihr, so war es streitig. Das Ziel der Erziehung war die möglichst reibungslose und vollständige Eingliederung in die Ortssitte.

Diese Erziehung musste ihrem Wesen nach rein autoritär sein. [...] In der Praxis war aber die Kindererziehung meist ja natürlich und unbefangen. Man ließ den Kindern ihrem Alter entsprechend genügend viel freie Zeit, in der sie im Spiel eine eigene Welt nach ihren Vorstellungen aufbauen konnten. Stoff und Anregungen für ihre Spiele bezogen sie im Überfluss aus den eigenen Erfahrungen, gab es doch kaum einen Vorgang im Haus, Hof und Feld, der nicht im Spiel nachgeahmt und dargestellt werden konnte. [...]

Fast unbemerkt wurde das Kind in die Lebensweise und in die Arbeitswelt der Erwachsenen hineingeschleust, doch wohl so, dass zeitlich die Spielwelt immer mehr durch die Erwachsenenwelt verdrängt wurde. Nach der Konfirmation sollte nach den Isinger Vorstellungen das Spiel nur noch den Feierabend und dem Feiertag vorbehalten sein. [...]

In Isingen sprach man überhaupt nicht davon, dass man die Kinder „erziehen“ müsse, man sprach viel-mehr vom „Aufziehen“. Dasselbe Wort verwendete man auch für das Vieh; ein Kälblein konnte man entweder verkaufen oder aufziehen. In dem Wort „aufziehen“ kommt der Gedanke zum Ausdruck, dass man dem jungen Menschen oder dem jungen Tier durch entsprechende Nahrung und passenden Schutz die Möglichkeit geben muss, sich körperlich gesund, kräftig und schnell zu entwickeln.

Natürlich brauchten die Säuglinge eine besondere Betreuung. Da die Mutter sich dafür höchstens im Winter die Zeit nehmen konnte, brauchte man in der übrigen Zeit des Jahres eine „Kindsmagd“. Dies waren zum Teil alte Großeltern und Tanten oder Tanten, die auf dem Feld nicht mehr arbeiten konnten, zum Teil aber auch Schulkinder, die durchaus noch im Spielalter waren. Beide versorgten die Kinder oft mehr schlecht als recht. [...]

In der Ernährung musste sich das Kind möglichst schnell an die Erwachsenenkost gewöhnen. [...]

Die Anpassung der Kinderkleidung an die Kleidung der Erwachsenen ging fast ebenso schnell vor sich wie bei den Speisen. Nur spielten hier Zweckmäßigkeit und Sparsamkeit noch eine gewisse Rolle. [...]

Um die geistige Entwicklung des Kindes schien man sich wenig zu kümmern. Es wird nicht vorgekommen sein, dass sich jemand die Mühe machte, absichtlich seinem Kind das Zählen, das Rechnen oder gar das Lesen beizubringen. Dies war Sache der Schule. Aber hier trägt der Schein. Dadurch dass die Kinder von Jugend auf in der Welt der Erwachsenen mitlebten, lernten sie durch die Anschauung das logische Denken und das Urteilen. Bald wusste jedes Kind, dass wir das tägliche Brot über Pflügen, Säen, Ernten, Dreschen, Mahlen und Backen dem Fleiß der Menschen und wegen der Wetterabhängigkeit auch der Güte Gottes verdanken. Auch lernte das Kind von allein, in bescheidenem Maße mit Geld, Maßen und Gewichten umzugehen und dabei die Zahlen zu gebrauchen.

Einen eigentlichen Unterricht erhielt das Kind in der Familie sicher im Beten. Man brachte ihm frühzeitig die Abend- und Morgengebete bei, die es vor dem Einschlafen und vor dem Aufstehen laut sprechen sollte. [...]

Im allgemeinen war die geistige Erziehung der Kinder ein natürliches und unbewusstes Nebenerzeugnis des engen Zusammenlebens in der Familie.

Text aus Max Frommer, *Vom Leben auf dem Lande*. Isingen 1910. Stuttgart 1983, S.163-228.



Abbildung 1: Vesperpause im Heuet (Nellingsheim)

*Aus: Max Frommer, Vom Leben auf dem Lande. Isingen 1910.
Stuttgart 1983, Abb.14*